

#65 Coming-out Corinna

„Gehorsam statt eigenständigem Denken“ – warum ich als Beamtin dem Staatsdienst den Rücken kehre.“

Wenn ich heute gefragt werde, wie ich ausgerechnet im öffentlichen Dienst gelandet bin, muss ich selbst erst einmal überlegen. Eigentlich bin ich ein freiheitsliebender Mensch. Schon in der Schule hatten Regeln für mich keinen hohen Stellenwert. Es war mir ziemlich egal, und weil meine Noten gut waren, konnten die Lehrer nicht besonders viel dagegen ausrichten. Der öffentliche Dienst galt in meiner Familie als goldene Kuh.

Ein Beamtenstatus bedeutete Sicherheit und Ansehen. Man hatte ausgesorgt, hieß es. Auch meinen Eltern war wichtig, dass ich einen Beruf finde, der sich mit einer Familie vereinbaren lässt. So wurde ich immer wieder in diese Richtung gelenkt.



Als ich mich näher damit beschäftigte, gefiel mir zunächst die Vorstellung, in der Verwaltung vielseitig eingesetzt werden zu können. Man würde generalistisch ausgebildet und könnte später in ganz unterschiedlichen Bereichen arbeiten. Das klang für mich nach einer guten Perspektive. Die Schule hatte mich nicht gerade darauf vorbereitet herauszufinden, was ich gut kann und was mir liegt. Ich wusste nach dem Abitur nicht genau, was ich machen wollte. Ich dachte: Wenn mir eine Stelle irgendwann zu langweilig wird, kann ich ja in ein anderes Amt wechseln. So wurde die Arbeit auf den Jobmessen jedenfalls dargestellt.

Attraktiv fand ich auch, dass man während des Studiums bereits Geld verdient und schon Beamtin auf Widerruf ist. Das Auswahlverfahren dauerte lange und bestand aus mehreren Stufen. Es wurde genau geprüft, wer angenommen wurde. Um in den Staatsdienst zu kommen, muss man mehrere Voraussetzungen erfüllen. Außerdem wird man einer



amtsärztlichen Untersuchung unterzogen. Am Ende bekam ich einen Platz im dualen Studium.

Drei Jahre in einem starren System

Ich studierte an der Hessischen Hochschule für Polizei und Verwaltung und absolvierte meine Praxisphasen in einer Kreisverwaltung. Das Studium dauerte drei Jahre. Verkürzen oder verlängern konnte man es nicht. Schon dort merkte ich, wie starr und hierarchisch das System war. Jeden Tag bestand Anwesenheitspflicht, jeden Tag gab es Module. Freie Wochen oder längere Pausen gab es so gut wie nicht. Urlaub nahm man während des Praxissemesters. Das Studium war anstrengend und umfangreich.

Soweit ich mich erinnere, schaffte es ungefähr zwei Drittel der bereits ausgewählten Studierenden bis zum Abschluss. Nach dem Abschluss konnte man in einer Verwaltung oder bei der Polizei eine

STAATENLOS
WEIL DEIN LEBEN DIR GEHÖRT



Stelle antreten und bei entsprechender Einstellung auf Probe verbeamtet werden. Während des Studiums lernte ich viele verschiedene Bereiche kennen. Wo ich anschließend eingesetzt wurde, konnte ich mir aber nur begrenzt aussuchen. Gerade als junge Beamtin wurde man dorthin geschickt, wo gerade jemand gebraucht wurde. Ob einem die Arbeit lag, ob man sie gut konnte oder ob man in einem Praxisamt besonders gut ins Team passte, schien nur eine untergeordnete Rolle zu spielen. Nach dem Studium arbeitete ich zunächst im Umweltamt und später im Jugendamt. Über beide Stationen könnte ich eigene Texte schreiben. Am eindrücklichsten waren jedoch meine Erfahrungen bei der Polizei, wo ich im Personalmanagement tätig war und auch die Corona-Zeit miterlebte.

Personalmanagement zwischen Papierbergen und „Das haben wir schon immer so gemacht“



Später führte mich mein beruflicher Weg in den Personalbereich einer Polizeibehörde. Ich hatte engen Kontakt mit den Beschäftigten und den Polizeibeamtinnen und Polizeibeamten. Die Abläufe dort fühlten sich für mich an, als wäre ich gut ausgebildet worden, um anschließend Kutschen zu reparieren, während draußen längst Autos unterwegs waren. Im Studium hatten wir über digitale Verwaltung und moderne Arbeitsweisen gesprochen. Im Arbeitsalltag sah ich vor allem Papier, Akten und Dokumente.

Ein beträchtlicher Teil meiner Zeit ging dafür drauf, ausgedruckte E-Mails und andere Unterlagen in Papierpersonalakten abzuheften. Da saß ich dann und dachte: Dafür habe ich drei Jahre lang so intensiv studiert? Aber das Abheften war nicht einmal das Schlimmste. Schlimmer war, dass Abläufe kaum hinterfragt wurden. Warum machen wir das so? Warum muss das über diese Stelle laufen? Warum geben wir das an jene Stelle weiter? Die



Antwort lautete oft: „Das haben wir schon immer so gemacht.“ Ich fragte trotzdem weiter. Ich hinterfragte Prozesse und erneuerte dort, wo es möglich war, Strukturen. Mein Chef fand das teilweise gut, weil Veränderungen nötig waren. Gleichzeitig machten sie natürlich Arbeit und brachten Unruhe in den gewohnten Ablauf. So war ich vermutlich nicht immer die bequemste Mitarbeiterin. Aber ohne Menschen, die nerven, nachfragen und frischen Wind hineinbringen, bewegt sich in vielen Verwaltungen gar nichts.

Zu meinen Aufgaben gehörten unter anderem Beamtenrecht, Tarifrecht und Disziplinarverfahren. Disziplinarverfahren sind in gewisser Weise wichtig. Beamtinnen und Beamte tragen Verantwortung, und wenn jemand sein Amt missbraucht oder sich schwerwiegend etwas zuschulden kommen lässt, muss es Konsequenzen geben. Gerade weil eine Beamtin oder ein Beamter nicht einfach wie in einem gewöhnlichen Arbeitsverhältnis gekün-



digt werden kann, sind Disziplinarverfahren ein wichtiges Instrument. Das leuchtete mir damals ein. Während der Corona Zeit erlebte ich allerdings Fälle, die mich ins Grübeln brachten. Es wurden Disziplinarverfahren wegen Äußerungen in Chats eingeleitet. Nach meiner damaligen Wahrnehmung gerieten dabei auch weitere Kolleginnen und Kollegen in den Fokus, wenn auf beschlagnahmten Mobiltelefonen Nachrichten mit ihnen gefunden wurden.

Es ging um Kritik an der Politik und an den Corona Maßnahmen. Ich fragte mich, warum manche schwerwiegenden Fälle offenbar nicht ausreichten, um jemanden aus dem Dienst zu entfernen, während bei anderen Äußerungen plötzlich mit großer Entschlossenheit ermittelt wurde. Die rechtliche Bewertung hängt natürlich vom jeweiligen Einzelfall ab. Was mich beschäftigte, war der Eindruck, dass sich die Maßstäbe in kurzer Zeit verschoben hatten und dass bestimmte Meinungen auf einmal

STAATENLOS
WEIL DEIN LEBEN DIR GEHÖRT



berufliche Folgen haben konnten.

Der Verwaltungsstab: Entscheidungen, die von oben kamen

Ich unterstützte während der Corona-Zeit die Arbeit eines kreisweiten Verwaltungsstabs, den viele schlicht Krisenstab nannten. Dort saßen Vertreter der Kreisverwaltung, der Polizei, der Feuerwehr und der Verwaltungsleitung zusammen, um über die Lage und die nächsten Schritte zu beraten. Dadurch bekam ich früh mit, wie über die Themen gesprochen wurde und welche Maßnahmen als Nächstes geplant waren. Vieles daran hat mich erschreckt. Manche Maßnahmen schienen für mich wenig mit der tatsächlichen Lage vor Ort und dem normalen Leben der Menschen zu tun zu haben. Teilweise wurden Vorgaben von der Landesebene gemacht. Im Krisenstab wurde dann überlegt, wie man sie umsetzen, kommunizieren und zeitlich festlegen sollte. Das fühlte sich für mich stellen-



weise wie eine riesige Verarsche an. Ich hatte den Eindruck, dass Entscheidungen längst getroffen waren und vor Ort vor allem noch geklärt werden musste, wie man sie den Menschen verkauft. Auch die Erhebung und Weitergabe von Zahlen kam mir mitunter skurril vor. Was mich besonders beschäftigt hat: Es wurden kaum kritische Fragen gestellt. Nicht einmal von den Mitarbeitenden, die dem Krisenstab zuarbeiteten. Auch bei der Polizei hörte ich manche Beobachtungen nur hinter vorgehaltener Hand. Kolleginnen und Kollegen sprachen im kleinen Kreis über Entwicklungen, die sie wahrnahmen, aber nicht offen im Team.

Ich hatte den Eindruck, dass sie mit Konsequenzen rechneten, wenn sie bestimmte Dinge laut aussprachen. Die Zeit hat meinen Blick auf den Staatsapparat verändert. Die Hierarchie war deutlich spürbar. Von oben kamen Vorgaben, darunter wurden sie umgesetzt. Zu oft wurde gehorcht, statt nachzufragen. Und ich bekam den Eindruck, dass



viele Menschen eher dem offiziellen Kurs folgten, als ihre eigenen Beobachtungen ernst zu nehmen. Ich hatte zeitweise das Gefühl: Wenn in den Medien verkündet würde, ab morgen müsse jeder die Unterhose über der Hose tragen, weil das angeblich vor einem Virus schützt, würden es wahrscheinlich sehr viele tun. So stark erlebte ich den Einfluss der Vorgaben und der öffentlichen Stimmung. Dass der Staat so tief in den Alltag und in private Kontakte eingreifen konnte, hat mich nachhaltig beschäftigt. Ich bin froh, dass ich diese Einblicke bekommen habe. Sie haben mir viel über das System beigebracht. Und über mich selbst. Ich habe gemerkt, dass ich in einer Umgebung, in der Gehorsam oft wichtiger scheint als eigenständiges Denken, auf Dauer nicht gut aufgehoben bin.

Leistung? Entwicklung? Nur bitte im vorgesehenen Tempo

Enttäuscht hat mich auch, wie im öffentlichen



Dienst mit Leistung und Weiterentwicklung umgegangen wurde. Ich wollte mich weiterbilden, war bereit, mich reinzuknien und mehr einzubringen. Solche Ideen wurden immer wieder abgeschmettert. Mein Eindruck war: Weiterentwicklung ist willkommen, solange sie in das Tempo und die Strukturen des Systems passt. Was du gut kannst, was du einbringst und wohin du dich entwickeln möchtest, interessiert oft weniger als deine Laufbahn, deine Wartezeiten und die vorgesehenen Schritte. Ob du dich besonders anstrengst oder einfach deine 41 Stunden absitzt, macht am Ende scheinbar kaum einen Unterschied. Das war für mich bitter. Wer sich reinhängt, sollte nicht erst einmal ausgebremst werden, weil die Laufbahnordnung gerade einen anderen Zeitplan vorsieht.

Warum ich nicht zurück will

Ich bin seit einiger Zeit beurlaubt und kann mir kaum vorstellen, in diesen Beruf zurückzukehren.

STAATENLOS
WEIL DEIN LEBEN DIR GEHÖRT



Ich möchte mir etwas Eigenes aufbauen und endlich ein Leben führen, das sich nach meinem Leben anfühlt. Ich möchte nicht mehr jede Woche 41 Stunden Papier von A nach B schieben und dabei zusehen, wie neun von zehn Prozessschritten überflüssig wirken. Ich möchte nicht in einem Apparat feststecken, in dem für eine Entscheidung Stellungnahmen von immer mehr Stellen eingeholt werden müssen und am Ende kaum jemand selbst handlungsfähig ist.

Die Verwaltung ist aus meiner Sicht aufgebläht. Es gibt zu viel Bürokratie und zu viele Abläufe, die sich selbst erhalten. Für mich sind manche Aufgaben zu reinen Beschäftigungsmaßnahmen geworden. Ich habe erlebt, wie ein Prozessschritt eingeführt oder als unverzichtbar behandelt wurde, obwohl er aus meiner Sicht kaum etwas beitrug. Die Arbeit staute sich dort, und irgendwann brauchte man zusätzliche Beschäftigte, um genau diesen Rückstau abzuarbeiten.



Ich glaube, dass sich daran etwas ändern muss und dass technische Entwicklungen, auch KI, viele bisherige Aufgaben verändern werden. Ich bin darüber nicht traurig. Wenn ein Prozess keinen erkennbaren Sinn hat, muss man ihn nicht aus Nostalgie bewahren. Lange galt die Sicherheit als das stärkste Argument für das Beamtentum. Für mich ist dieses Argument inzwischen brüchig geworden. In der Corona Zeit habe ich erlebt, wie sehr sich der Umgang mit Äußerungen verändern kann und wie schnell Menschen berufliche Konsequenzen fürchten. Da frage ich mich: Wie sicher ist ein Job wirklich, wenn sich die politischen Maßstäbe verschieben und man den Eindruck bekommt, dass Widerspruch gefährlich werden kann?

Meinungsfreiheit steht im Grundgesetz. Trotzdem habe ich in dieser Zeit oft erlebt, dass die praktische Botschaft eher lautete: Du darfst alles sagen, aber du musst mit den Konsequenzen leben. Wenn



diese Konsequenzen Disziplinarverfahren, Hausdurchsuchungen oder den Verlust beruflicher Möglichkeiten bedeuten können, stellt sich für mich schon die Frage, wie viel Sicherheit der Beamtenstatus tatsächlich bietet.

Ich habe keine Lust, einem Staat blind zu folgen und meine Lebensenergie in ein System zu stecken, das für mich Freiheit und Eigenverantwortung zu wenig gelten lässt. Das Gehalt mag für manche ein wichtiges Argument sein. Für mich reicht es nicht. Geld lässt sich auch auf anderen Wegen verdienen. Dafür muss ich nicht in einem Beruf bleiben, der sich für mich immer weniger richtig anfühlt. Ich bin in den öffentlichen Dienst gegangen, weil mir Sicherheit, Ansehen und ein familienfreundlicher Beruf versprochen wurden. Ich bin geblieben, weil ich dachte, ich könnte etwas bewegen.

Und ich gehe, weil ich gemerkt habe, wie schwer



es ist, etwas zu verändern, wenn das System vor allem damit beschäftigt ist, sich selbst am Laufen zu halten. Trotz allem bin ich für diese Erfahrungen unheimlich dankbar. Es war für mich ein wichtiger Schritt in meiner persönlichen Entwicklung. Das Beamtentum muss mit der Zeit gehen. Sonst muss es mit der Zeit gehen.

Du möchtest Deine Geschichte mit uns und der Community teilen?

Dann schreibe eine E-Mail an **info@staatenlos.ch**

Als Dankeschön sponsern wir Dir eine US LLC für ein Jahr, damit Du einen optimalen Start in Dein neues, freies Leben erhältst.

´